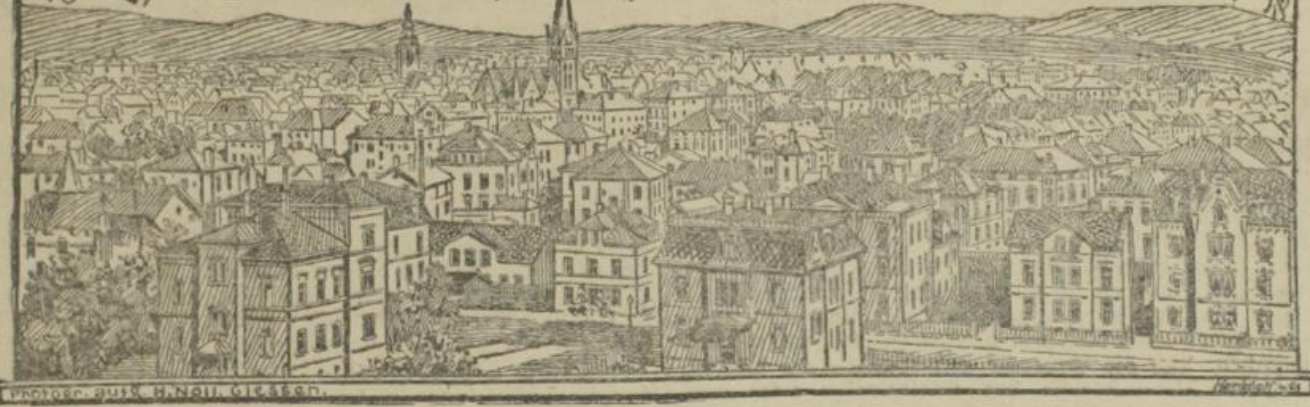


Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die hundert Tage.

Roman aus dem Jahre 1815 von W. von Witten.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Eine Antwort, wie wir sie uns nicht besser wünschen konnten,“ rief er triumphierend. „Der Herr Preuße wird die Scheidungslage einreichen.“

Ein dumpfer Laut, Toska's Hand fuhr zum Herzen — sobald der Krieg beendet ist! Und Madame, in wenigen Tagen wird er beendet sein! Schon stehen die Preußen vor den Mauern von Paris — jeden Augenblick kann der Frieden proklamiert werden! Mein König Ludwig XVIII. bereitet sich schon zur Rückkehr in seine Hauptstadt vor! — Nun, Madame, bringe ich nicht gute Nachrichten die Hölle?! Wie werde ich dafür belohnt?! Er ergriff ungekümmt, in eitlen Siegerbewußtsein, ihre Rechte, führte sie an sein Herz und wollte, seinen linken Arm um ihre Schultern schlingend, sie an sich ziehen.

Jäh stieß sie ihn von sich. Ihr Atem keuchte. „Zurück! Noch bin ich Otto von Jägers Weib!“
„Warum so spröde? Bald wird die Scheidung ausgesprochen sein!“ Von neuem hauchte er nach ihrer Hand. Da richtete sich Toska zurückweichend zu ihrer ganzen Höhe auf. Wie eine Königin stand sie nun vor ihm.
„Mein Herr, auch nach der Scheidung werde ich keinem andern Manne angehören! Am allerwenigsten aber einem, der seinem Kaiser, dem er Treue geschworen, die Treue brach.“

Sein Gesicht verzerrte sich.
„Ist das der Dank, Madame?“ Seine Zähne knirschten, seine Augen spien Gift. „Wer hat denn von uns beiden den größeren Verrat geübt? Ich, der ich im Kampf der Meinungen um die wahre Thronberechtigung den Tyrannen verließ, um dem rechtmäßigen, angestammten König Frankreichs meine Dienste anzubieten, oder Sie — Sie, die sich dem Feinde Ihres Vaterlandes in die Arme geworfen?“
Toska hielt seinen Blicken stand. Sie senkte das Haupt nicht.

„Ihr Spott trifft mich nicht mehr, mein Herr! Die Preußen sind die Feinde Napoleons. Sie mußten es sein! — Doch nicht die Feinde Frankreichs!“
„Hahaha!“ lachte der Graf. Es war ein böses Lachen. „Wen wollen Sie mit dieser Sophisterei an der Nase herumführen?“

Toska neigte mit kaltem Gruß das Haupt. „Leben Sie wohl!“ Aufrechten Ganges schritt sie davon.

Da rief er ihr nach:
„Madame! Sie lieben Ihren Preußen noch! Viel Glück zu dem Verrat!“

Nun zuckte sie doch zusammen. Aber solange sie sich noch seinen Blicken sichtbar wußte, schritt sie mit demselben gemessenen Schritt dahin. Sobald aber die zusammentreten-

den Tarusbüsche sie seinen Blicken entzogen, lief sie wie gejagt den Kiesweg entlang, an den Rosenbeeten, an den Sphynxen vorüber und ins Haus, warf Hut und Schal auf den Wandhaken und stürzte in das Krankenzimmer des Vaters hinein.

An seinem Lager brach sie aufstöhnend nieder. Endlich löste ein leises, schluchzendes Weinen den Aufbruch in ihrer Brust.

Mit einem Male fühlte sie, wie seine Hand mit wunderbarer Zartheit über ihr blondes Haar strich. Sie erschauerte bis ins Innerste. O diese stumme, alles verstehende, tiefberedete Hand! Still, ganz still hielt Toska unter ihrer Liebkoßung. Langsamer flossen ihre Tränen.

„Kind, Kind,“ kam es nun wie ein Hauch von des Vaters Lippen. „Traure nicht zu tief darum, daß ich sterbe — von den zusammenbrechenden Trümmern dieses Kolosses erschlagen. Ich sterbe gern, — der Stern an meinem Lebenshimmel ist erloschen. Aber du —! Du mußt noch leben. Und das sollst du noch wissen, ehe ich gehe. Wenn du — den Preußen lieb hast, ich fluche dir nicht mehr.“

„Vater!“ schrie sie auf. „Das sagst du — —?“
„Ist es nicht würdiger, einen Irrtum einzugestehen, als ihn mit ins Grab zu nehmen?“

„ — Jetzt! Jetzt, wo es zu spät ist!“
„Was wäre wohl für die Liebe zu spät?“ sagte er sanft und in seinen weichen, warmen Augen schimmerte ein überirdischer Glanz.

„Vater — er verachtet mich!“
Er richtete mähfam das Haupt ein wenig auf.

„Dich — dich — verachten?“
„Weil ich ihn verlassen! Ihn, dem ich Treue geschworen! Ich hätte es nicht tun dürfen! Ich hätte es nicht tun dürfen!“ schrie sie noch einmal.

„Kind — richte dich nicht zu streng. Pflichten stritten mit Pflichten.“

„Sein war das größere Recht! — Vater, und wenn er mir diesen Irrtum vielleicht auch noch vergeben könnte, diesen Irrtum, der ein großer und heiliger war — so kann ich doch nie — nie zu ihm zurück!“ Außer sich, grub sie ihr Gesicht in seine Hand, die sie ergriffen hatte.

„Toska?“ Eine abgrundtiefe, bange Frage klang in diesem Wort.

Sie verstand ihn. Frei und stolz hob sie das Haupt und blickte ihm offen ins Auge.

„Vater — sonst trage ich keine Schuld. Aber — ich fühl's — heut, in dieser Stunde ist mir meine Abnung zur Gewißheit geworden — er glaubt mich in kleinliche Schuld verstrickt — wähnt, daß ich ihn aus niedriger Liebelei mit einem andern verlassen!“

„Und dieser andere?“

„Graf Duboit —“
„Ach der!“ Ein verächtliches Zucken zog die feinen Mundwinkel unter dem immer noch kräftigen Schnurrbart herab. „Dieser Ueberläufer!“ Die Finger der Linken, die auf

der blauseidenen Bettdecke lagen, kampften sich zusammen, ohne sich doch zur Faust schließen zu können. „Gnust habe ich viel von ihm gehalten!“ Schwer sank das Haupt in die Kissen zurück. „Toska — Kind — ich bin so müde.“ Vor tiefer Erschöpfung fielen die Augen ihm zu. „Ach! Was haben uns diese hundert Tage für Leid und Gram gebracht!“

Inzwischen hatte der Kampf um Issy bis in die tiefe Nacht hinein gedauert. Endlich, endlich war es den Franzosen entrissen. Aber kaum, daß die erste Morgenröte des nächsten Tages den Himmel säumte, strömten sie mit dem Mute der Verzweiflung von neuem heran, um die Preußen wieder aus dem Dorfe hinauszuerwerfen. Ein letzter heißer Kampf entbrennt. Das tapfere Korps Bieten blieb Sieger. Bis an die Barriere von Paris werfen seine Brigaden die Gegner zurück.

Und Blücher, der mit seinem Stabe auf den Höhen des Schlosses Meudon hält, Blücher läßt mit Sturm auf die Hauptstadt Frankreichs drohen, wenn sie sich nicht augenblicklich ihm ergebe! Da hissen die Pariser die weiße Fahne auf. Das Feuer schweigt. Ein Unterhändler läßt sich beim General Bieten melden — er wird zum Feldmarschall geführt. Ein Waffenstillstand unter der Bedingung der Uebergabe von Paris wird von dem greisen Helden schmunzelnd angenommen, und die Generale und Deputierten werden zur näheren Vereinbarung der Kapitulation nach dem Schlosse St. Cloud eingeladen. —

Ueber der Talsenkung von Issy steigt die glühende Sonne gen Mittag. Alles Kampfgetöse ist verklungen. Zu letztem Freundesdienst machen sich die Ueberlebenden bereit.

Gedämpfter Trommelschlag schwebt über die Wahlstatt hin. Nun ein düstrier, schwerwuchtender Trauermarsch, aus dem sich endlich die schlichte und doch so ergreifende Weise löst:

„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nicht!“

Die brandenburgischen Ulanen wollen ihre Toten beerdigen. In langem Zuge schreiten sie hinter dem Wagen hin, auf dem ihre Gefallenen gebettet sind. Lauter Tapfere sind es. Darunter einer, der ihnen am liebsten war: Der Rittmeister Ulrich Erlen.

„Eine Kugel kam geflogen,
Gilt es mir oder gilt es dir?“

„Ihn hat sie weggerissen — —“

Gottfried Schneider schreitet in der ersten Reihe. Sein Mund singt das schlichte Lied mit — nein! seine Seele singt es mit erschütternder Inbrunst. Das, was er singt, — ihm ist das ja tiefstes Erlebnis geworden.

„Will mir die Hand noch reichen —
Derweil ich eben lab'.

Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im ew'gen Leben

Mein guter Kamerad.“ —

Der Wagen hält. Die Toten werden herabgehoben. Sie werden in die offenen Gräber gesenkt. Der Feldprediger tritt an die Gräfte und hält eine kurze ergreifende Ansprache.

„Daß uns nicht trauern um diese Toten, die letzten, die dieser heilige Krieg erheischt. Sie starben den schönsten Tod, den Tod fürs Vaterland. Laßt uns nicht trauern! Aus ihrem Blute steigt der Freiheit Morgenrot empor für uns und unsere Kinder — unsre Enkel! Wißt ihnen Dank dafür — Euer Lebenslang! Ehrt sie Tag für Tag durch ein pflichttreues, gottfürchtiges Leben!“

Die Salven krachen — Freundeshände werfen als letzten Gruß die Handvoll Erde hinab in die Gräber. Fast ehrfurchtsvoll schreiten die Kameraden dabei an Gottfried Schneider vorüber, der an dem einen Grabe steht. Ungebeugt in aufrechter Haltung. Nur die Lippen zucken und die Hände schlingen sich in heißem Abschiedswelch ineinander. Sein Auge hängt an dem teuren Antlitz da unten, auf dem ein so wunderbarer, leuchtender Friede ruht.

„Ist es nicht, als ob es zu ihr hinauflächle.“

„Traure nicht, mein guter Kamerad! Mein Liebes teures Weib. Ich starb mit Freunden für unser Vaterland! Es ist frei! Frei! Traure nicht, Erdmuth! Daheim wartet unser Kind! Erziehe es in unserm Geiste, in unserer Liebe — und immer, immer bin ich bei dir, bei euch!“

Nun rinnen doch ein paar schwere Tränen langsam über Gottfried Schneiders Wangen. Noch einmal grüßt er mit den Augen hinab.

„Leb wohl! Leb wohl! — — —“

Dann tritt er mit todblassem Antlitz, aber erhobenerm Hauptes zurück. —

Da erst wird er es wie durch einen Schleier gewahrt; der Feldmarschall rettet mit seinem Stabe vorüber. Im Schritt — die Feldmütze lüftend. Sein großes blaues Auge umfängt die offenen Gräber mit einem herzbewegenden Ausdruck, in dem Trauer, Stolz und Dankbarkeit sich mischen.

Erst weiterhin hält er sein Pferd an und wendet sich mit der Frage nach dem Namen der Gefallenen an einen der Ulanen. Als er die Antwort erhalten, lüftet er noch einmal die Mütze und grüßt feuchtschimmernden Auges zu den Gräbern hinüber.

Einige Stunden später steht Erdmuth, noch immer in der Uniform eines Unteroffiziers der Freiwilligen Jäger, an einem der hohen Bogenfenster eines kleinen Saales des Schlosses St. Cloud. Auch jetzt noch liegt in der Haltung ihres hageren Körpers nichts von Gebeugtheit. Aufrecht hält sich der Kopf auf den edigen Schultern. Ja, es spricht ein Etwas von stolzem, wenn auch schmerzvollem Blick aus Wesen und Geberde, eine stille Größe, die aus der Seele strahlend, sie wie eine undefinierbare Atmosphäre umgibt und ihr eine geistige Schönheit verleiht, die ihre hartknöchigen, unschönen Körperformen vergessen läßt.

In tiefem ernsten Stunen blickt sie wie vor zwei Tagen hinab auf das herrliche Landschaftsbild tief unten zu ihren Füßen, hinab auf das Häusermeer von Paris, das die Kuppeln seiner Dome überragen, an dem die blaugraue Seine, vom tiefen Grün des Bois de Boulogne umschlungen, vorüberbrauscht, über dem im Hintergrunde das düstre Wahrzeichen des Montmartre droht und dann auf Issy — auf Issy, vor dessen Toren ihr qualvolles Ahnen zur Wahrheit wurde, Issy, das mit blutigen Lettern in ihr Herz eingegraben.

Tränen verdunkeln ihren Blick. —

Aber nun kommt mit einem Male ein hochgepannter Ausdruck in ihr Gesicht. Doch alsbald läßt die Spannung wieder nach — sie schüttelt das Haupt.

Eine Täuschung war's! Noch immer bleibt draußen auf den langen Korridoren alles ruhig. Sie müssen noch immer nicht fertig sein! Seit nahezu vier Stunden verhandelt der Feldmarschall nun schon mit Frankreichs Abgesandten um die Bedingungen der Kapitulation von Paris!

Wie hätte Erdmuthens Herz sich nicht dankerkfüllt dem Höchsten zuwenden sollen bei diesem Gedanken?!

Wer hätte wohl ein so rasches Ende des Krieges sich träumen lassen, damals, als die Kanonen von Thionville die Rückkehr des Verbannten von Elba in seine Hauptstadt verkündeten? Nicht mehr als hundert Tage waren seit jenem 20. März ins Land gegangen, da er unter dem tosenden Jubel der Seinen in Paris eingezogen bis zu dem Tage, da er ein Geschlagener Gottes, von allen verlassen in die Hauptstadt Frankreichs zurückkehrte, nein! zurückfloh!

Was hatten diese hundert Tage der Welt für Enttäuschungen, für Gram und Leid — aber auch für Jubel und Glück gebracht!

Und was für Gram und Leid, was für Jubel und Glück erwuchs aus ihrem Schoße! —

Preußen war frei! Frankreich, das übermütige Frankreich Napoleons lag besiegt, gedemütigt im Staube! Und daß das so war, das dankte Preußen vor allem dem zähen, zielbewußten Willen seines Blücher.

(Fortsetzung folgt.)

Der „schwäbische Newton“.

Zu Julius Robert Meyers 100. Geburtstag (26. November).

Von Dr. Georg Ruhn.

Am dem kleinen, bei Heilbronn in den Neckar fließenden Pfäfersbach spielen die Kinder und legen Wasserrädchen in Bewegung, durch deren Umdrehung dann wohl auch andere kleine Gegenstände in Gang gebracht werden. Ein 10-jähriger Junge ist besonders eifrig an der Arbeit. In Poppes „Physikalischem Jugendfreund“, den ihm der Vater zu Weihnachten geschenkt, hat er von der Archimedischen Schraube gelesen, und er läßt nun über die am Wellbaum seines Wasserrädchens angebrachte Schraube ein großes Kammerad laufen, in das wieder ein kleines eingreift, um den Verlust an Geschwindigkeit auszugleichen. Würde die also gewonnene „Kraft“ auf ein anderes großes Kammerad übertragen und so weiter fort, so malt

in eifrigem Gräbeln aus, es mußte sein kleines Wasserläden beständig schwere Werke treiben, und dann hat er das geheimnisvolle „perpetuum mobile“ konstruiert, von dem er so viel gehört. Aber sein Kindestraum wird dem kleinen Mann rasch zerstört, als ihn der Vater belehrt, daß bei der Uebertragung von einem großen Kamrad auf ein kleines so viel an „Kraft“ verloren geht, als man an Geschwindigkeit gewinnt, und nachdenklich prägt er seinem jungen Verstande ein, daß mechanische Arbeit sich nicht aus nichts erzeugen läßt.

Dieser Sinn liegt oft im kindlichen Spiele! Dieser Knabe, der Sohn des Apothekers Mayer aus Heilsbrunn, der sich auf der Lateinschule lieber mit mechanischen und chemischen Versuchen als mit unregelmäßigen Versen beschäftigt, erkennt in solchem frühen Erlebnis die Sinnlosigkeit eines jahrhundertlang heftig umstrittenen Problems und empfängt so den Keim zu der Auffindung eines Naturgesetzes, das die Unmöglichkeit des „perpetuum mobile“ beweist und die gesamte Naturforschung auf eine neue Basis stellt. 20 Jahre später war aus dem Knaben am Pfäfersbach der Entdecker des Prinzips von der Erhaltung der Kraft geworden, den man mit gutem Recht den „schwäbischen Newton“, den „Galilei des 19. Jahrhunderts“ genannt hat.

„Wie könnt' auch nur ein kleiner Teil des Urstoffs aus dem All entfliehen!“ hatte bereits der Römer Lucretius in seinem Lehrgebäude „Von der Natur der Dinge“ ausgerufen und weiter daraus geschlossen, daß die Summe aller Bewegungen unveränderlich sei: „Keine Gewalt ist fähig, die Summe der Dinge zu ändern.“ Aber diese sich auftauchende Ahnung der Wahrheit war rasch wieder im Zeitenstrom versunken, wie das ewige Suchen nach dem „perpetuum mobile“ bewies, nach einer Maschine, die, einmal in Bewegung gebracht, für alle Zeiten Arbeit leistet. Andeutungen von dem Bestehen eines Gesetzes, das jede Kraftentstehung aus dem Nichts ausschloß, waren zwar schon in der Philosophie vorhanden; Descartes hatte als Forderung der Erkenntnis, daß es nichts Neues in der Natur gebe, das Gesetz von der Erhaltung der Bewegung aufgestellt, Leibnitz das Gleiche von der „lebendigen Kraft“ betont und auch bei Kant spielt der Begriff als „die Erhaltung der Substanz“ eine Rolle. Durch den großen Chemiker Lavoisier war die Unveränderlichkeit des Stoffes zu einer feststehenden Tatsache der Naturkunde geworden. Aber erst Julius Robert Mayer hat die allgemeinste unbedingte Gültigkeit des Gesetzes erwiesen, nach dem die Quantität der in dem Naturganzen vorhandenen wirkungsvollen Kraft unveränderlich ist, weder vermehrt noch vermindert werden kann. Ihm gebührt der unvergängliche Ruhm, dieser Erkenntnis, die die Welt gleichsam wieder auf feste Füße stellte, sie in einen unübersteigbaren Rahmen einschloß, als erster die Bahn gebrochen zu haben; all die jägellosen Schwärmerien der Naturphilosophie, die mit unbekanntem geheimnisvollen Kräften wunderlichen Dokusposus trieben, waren nun sinnlos geworden, alle in der Welt wirkenden Mächte offenbarten sich nun in ihrer letzten Unwandelbarkeit. Der Bringer dieser neuen Geistessonne aber, ein anderer Prometheus, hat auch das tragische Schicksal des großen Lichtspenders an sich erfahren müssen; wir feiern heute in ihm einen Märtyrer der Wissenschaft, der zusammenbrach unter dem Widerstand der Ungläubigen und der Widersacher und dem Glück und Ruhm zu spät kamen.

Wie der vom Baum fallende Apfel, der Newton zur ersten Erfassung des Gravitationsbegriffes führte, war es auch ein höchst unscheinbarer Anlaß, der in dem „schwäbischen Newton“ den „Gedankenblitz“ seiner großen Entdeckung entzündete. Er hatte in Tübingen Medizin studiert und sich dabei mit Lavoisiers Theorie von der physiologischen Verbrennung viel beschäftigt. Danach unterlegen die Nahrungsmittel im Körper einer langsamen Verbrennung, deren Folge die Körperwärme ist. Je mehr Wärme der Körper nach außen abgibt, desto intensiver muß die innere Verbrennung sein. Mayer ging nun als junger Schiffarzt der holländisch-indischen Kompagnie nach den Tropen und ließ dort die Schiffsmannschaft oft zur Aber. Dabei stellte er fest, daß das menschliche Blut in der heißen Zone eine hellere Färbung annahm, als zu Hause. Diese geringfügige Einzelbeobachtung führte ihn bei scharfem und konsequentem Nachdenken zu den denkbaren allgemeinsten Gesichtspunkten, zur Entdeckung eines Naturgesetzes. Da die Wärmeabgabe des Körpers in den heißen Ländern ganz von selbst verringert ist, so wird auch seine Wärmeentwicklung nachlassen und damit der Farbenunterschied zwischen venösem und arteriellem Blut kleiner sein. Die Tatsache gab Mayer viel zu denken. Das Studium des physiologischen Verbrennungsprozesses leitete ihn auf die Frage, ob es noch andere Wärmequellen im Körper gebe, und er fand sie in der körperlichen Arbeit. Je mehr physische Kraft der Mensch verbraucht, desto stärkere Verbrennung muß er durch größere Nahrungszufuhr erzielen. Deshalb ist das Ernährungsbedürfnis in kalten Ländern größer als in warmen. Wie sich so dem jungen Forscher fern von der Heimat der seine Mechanismus des menschlichen Organismus immer deutlicher offenbarte, erkannte er den Zusammenhang zwischen Wärme und Arbeit und daß die eine Kraft nur in die andere übergeht, daß nichts im Haushalt der Natur verloren wird und nichts Neues hinzukommt. Der Grundgedanke des neuen Gesetzes war da, und er sprach ihn unbeholfen und unklar aus in einem kleinen Aufsatz „Bemerkungen über die Kräfte der unbesetzten Natur“.

Solange er seine weltbewegenden Ideen in sich entwickelt, gehegt und gefördert hatte, war er glücklich gewesen im Gefühl der Schwärmerie und des großen Wurfes, der ihm gelungen. Raum aber trat das Kind seines Geistes aus Licht der Welt, da begann sein Leidensweg in der rauhen Wirklichkeit. Boggendorf, der Herausgeber der angesehensten physikalischen Zeitschrift, lehnte die Schrift des unbekanntem jungen Mannes ab und in den von den Chemikern Liebig und Wöhler herausgegebenen „Annalen“ fand sie dann einen nicht recht passenden und ziemlich unbeachteten Unterschlupf. Mayer hatte sich unterdessen als Arzt niedergelassen und geheiratet. Schon 1844, zwei Jahre nach dem Erscheinen des ersten Aufsatzes, hat er eine neue Schrift fertig, die unter dem unglücklichen Titel „Die organische Bewegung in ihrem Zusammenhang mit dem Stoffwechsel“ seine bedeutendste Leistung enthielt. Hatte schon der Amerikaner Thompson, der als bayerischer General unter dem Namen Graf Rumford eingehende Versuche über Kanonenbohrung anstellte, die Einsicht gewonnen, Bewegung könne in Wärme umgewandelt werden, so erwies Mayer die Äquivalenz zwischen Wärme und mechanischer Arbeit und zeigte, daß scheinbar verschwindende Wärme sich in Energie umsetze, scheinbar verschwindende Energie in Wärme, daß Bewegung die Temperatur eines Körpers zu erhöhen vermöge. Man erklärte ihn damals, wie Liebig erzählt, in Heidelberg und Karlsruhe für einen Narren. Ein Professor der Physik sagte ihm, um ihm das Sinnlose seiner Anschauung zu beweisen, wenn er Recht hätte, dann müsse ja Wasser, in einem Gefäß geschüttelt, erwärmt werden. Worauf Mayer stillschweigend wegging, das Experiment ausführte und dann in das Studierzimmer des anderen mit der Erklärung zurückkehrte: „Es ist so!“ Was sein wichtigster Verdienst hat er selbst immer hervorgehoben, daß es ihm, ohne Versuche, gelungen sei, das mechanische Äquivalent der Wärme zu berechnen.

Gerade darin machte ihm aber der englische Physiker Joule die Priorität streitig. Er gab 1847 der Pariser Akademie von seiner zahlenmäßigen Bestimmung des Äquivalenzwertes Nachricht, und als nun Mayer demgegenüber sein Entdeckerrrecht betonte, nahmen weder die Akademien noch Joule von seiner Erklärung Notiz. Ein jüngerer deutscher Physiker Seyffer behandelte den „Dilettanten“ in einem ebenso brutalen wie ungerechten Angriff sehr von oben herab, indem er seine Arbeiten als „vollkommen unwissenschaftlich“ bezeichnete. Noch schlimmer war es aber für Mayer, daß ein unendlich viel höher stehender Forscher, Hermann Helmholtz, der mit einer mathematischen Charakter tragenden Abhandlung über die „Erhaltung der Kraft“ hervortrat, seinen Namen überhaupt nicht erwähnte. Helmholtz ist wegen dieses gewiß auffälligen Umstandes, besonders von Düring, maßlos angegriffen worden. Aber wenn man ihn des böswilligen Verschweigens anklagt, so hat man ihm Unrecht getan. Er wußte damals, wie Siegmund Günther in seiner Geschichte der anorganischen Naturwissenschaften betont, von Mayers Arbeiten noch nichts und hat später rückhaltlos anerkannt, daß Mayer zuerst „unabhängig und selbständig den Gedanken gefunden, der den größten neuen Fortschritt der Naturwissenschaft bedingte“. Diese nachherige Anerkennung vermochte freilich nicht gut zu machen, was die allgemeine Hebe der Fachgelehrten gegen den genialen „Dilettant“ verschuldet. Vor der Wissenschaft schien der mehr philosophisch denkende als mathematisch rechnende Geist, der sich der Größe seiner Ideen klar bewußt war, gerichtet. Als ein echtes Genie hatte sich Mayer, ein tief religiöser, unendlich gütiger Mensch, viel vom Kluge bewahrt, so eine besondere Parteilichkeit des Empfindens, einen festen Glauben an die Gerechtigkeit und Harmonie des Daseins. Nun tief im Innersten getroffen und wehrlos der Robei der Welt ausgelegt, in seiner Nervenkraft durch traurigste häusliche Ereignisse untergraben, brach er unter dem Pamphlet Seyffers wie unter dem Todesstoß zusammen. Er verfiel in Melancholie, springt zum zweiten Stod seines Hauses zum Fenster heraus und bricht heiße Beine. Man bringt den Gemütskranken in eine Anstalt, aus der er nach einiger Zeit entlassen wird.

Während die Zeitungen die Nachricht verbreiten, er sei im Irrenhaus gestorben, schleppt er sich weiter durchs Leben. Aber seine Geisteskraft ist gebrochen. Er hat noch sein Gesetz, das er schon früher auf die „Dynamik des Himmels“ ausgedehnt, auch für die Welt des Bewußtseins und der Empfindungen fruchtbar machen wollen. Aber er mußte den Ausbau des von ihm entworfenen Werkes in Naturwissenschaft und Philosophie andern überlassen. Noch drei Jahrzehnte, bis 20. März 1878, hat er nach dem Abschluß seiner Lebensarbeit gelebt, und das stegreiche Durchdringen seiner Ideen, die allgemeine Anerkennung seines Naturgesetzes gesehen. Auf der Londoner Weltausstellung pries der Engländer Lyndall vor einer Versammlung der ersten Forscher der ganzen Welt den noch wenig bekannten deutschen Arzt aus Heilsbrunn, der entfernt vom Kreislauf des gelehrten Lebens eine neue Periode naturwissenschaftlichen Lebens herausgeführt habe, und nun häuften sich Ehren und Würden auf dem früh geblühten Scheitel des „schwäbischen Newton“. Selbst die Pariser Akademie, die sich so gar nicht um ihn gekümmert hatte, ernannte ihn zum Ehrenmitglied.

Eine schwierige Truppe.

Von den außerordentlichen Schwierigkeiten, vor die sich die Engländer bei der Verpflegung der indischen Hilfsvölker gestellt sehen, erzählt ein Anglo-Indier in der „Times“. Er hat das indische Lager in der Nähe von Boulogne besucht und fand sich hier sogleich beim Eintritt in jene wunderliche Atmosphäre versetzt, die sonst nur an den Ufern des Ganges zu finden ist. „Eine Herde von Schafen und langbärtigen Ziegen, von Muselmännern des Pendschab, die fast ebenso zahlreich waren wie ihre Tiere, im Morgengrauen über einen französischen Boulevard getrieben, das war mein erster Eindruck vom Osten im Westen. Ich hörte sie in ihrer Sprache den Marktfrauen Worte zurufen, die diese mit einem verständnislosen Kopfschütteln beantworteten. Dann kam ich an eine indische Bäckerei, zwei lange Reihen von runden Erdböfen. Außer dem dicken Schmutz kündeten hohe Stangen mit Heu und geschnittenem Stroh den Eingang ins Lager an. Wunderliche Röhengerüche stiegen von dem Holzfeuer auf, in dessen Schein die braunen Gestalten mit ihren schlecht sitzenden dicken Khalkjacks, den grauen Sweatern und den Balackava-Kappen gespenstisch auftauchten. Sie sahen alle erfroren aus, obwohl die Temperatur noch immer einige Grade wärmer war als an einem Wintermorgen im heimischen Pendschab. „Wie gefällt Euch das Klima?“ fragte ich. „Sahib“, sagte einer schauernd, „die Sonne hat drei Tage hinter den Wolken gefessen, und sie will nicht hervorkommen, und die Erde ist naß“. Und dabei hatten die Leute einen Monat oder mehr das sonnige Frankreich von seiner besten Seite kennen gelernt. Eine bloße Liste der verschiedenen Rassen und Glaubensformen, aus denen die indische Expeditionsmacht zusammengesetzt ist, offenbart jedem, der den Osten kennt, die höchst schwierige Aufgabe, vor die das Verpflegungsammt gestellt ist. Die Gurkhas, Rajputs und andern Hindus essen nur Ziegen- und Schafffleisch, aber auch das nur, vorausgesetzt, daß das Tier in der von ihrem Glauben vorgeschriebenen Weise getötet ist. Der Wschu, mit dem der gläubige Hindu schon die einfache Verabreichung mit Rindfleisch erträgt, ist so groß, daß er beim bloßen Anblick brechen muß; dies Vorurteil ist so eingewurzelt, daß Mohammedaner, die die Nachkommen von Hindus sind, sich durch Generationen hin mit dem Geschmack des Rindfleisch nicht versöhnen können. Glücklicherweise kompliziert Schweinefleisch, die Anfechtung der Muselmänner, die Frage der Heeresernährung nicht noch mehr. Doch die größten Schwierigkeiten bereitet nicht die Art des Fleisches, sondern die besondere Weise, in der das Tier getötet und zubereitet sein muß. Beim Schafffleisch empfand der Sikh den größten Ekel, wenn er das Fleisch von dem mohammedanischen Schlächter präpariert sieht, der mit dem Falak, dem Schnitt durch die Gurgel, tötet, während der Anhänger des Propheten sich auf das schwerste beleidigt fühlt, wollte man ihm Fleisch verkaufen, das durch den Fatka geschlachtet worden ist, durch den Schlag ins Genick, den der Sikh verlangt. In Frankreich wird eine gewisse Menge Blüthenfleisch von den Truppen ohne allzu großen Widerwillen gegessen, aber der größte Teil des Fleisches muß doch von Tieren kommen, die lebend hingeschickt werden und dann nach den vorgeschriebenen Bräuchen geschlachtet. Daher kam die Herde von Schafen und Ziegen aus dem Boulevard. Ich fand einen alten Schlachthof voll von ihnen, Ziegen aus allen Teilen Frankreichs, aus Korsika und den Levanten, bärtige Riesen aus den Pyrenäen und aus dem steinigten Languedoc. Damit die Leute wissen, ob sie reines oder unreines Fleisch essen, werden von den Truppen zahlreiche Vertrauensmänner abgeordnet, die dann, mögen es nun Mohammedaner, Sikhs oder Hindus sein, ein bestimmtes Tier nach ihrem besonderen heiligen Brauch töten, es als rein mit einem Zeichen versehen und so zu den Kameraden in die Schützengräben senden. Es darf aber kein Kind in der Nähe der Front getötet werden, da die bloße Nähe eines mohammedanischen Schlachthauses die Hindus befallen würde. Zum Trinken bekommen die indischen Truppen Rationen Rum, aber die Mohammedaner, denen der Prophet den Alkohol verboten hat, erhalten eine Extravation von Tee und Zucker. Jeder indische Soldat bekommt die Woche zwei Pakete mit Zigaretten. Selbst die Versorgung der Transporttiere bietet große Schwierigkeiten, denn die indischen Maulthiere und Pferde wollen das süße englische Heu

nicht haben, sondern verlangen nach ihrem Futter, dem trockenen geschnittenen Stroh. Zunächst hatte man die Frage erhoben, ob man den indischen Regimentern Gefrierfleisch zu essen geben könnte. Die Offiziere waren sich aber darüber nicht im klaren und hielten es für besser, die Mannschaften zu fragen. Der Subadar, der für die andern antwortete, zog seine Augenbrauen nachdenklich zusammen und sagte dann: „Ich denke, Sahib, das Regiment wird die gefrorenen Schafe essen, vorausgesetzt, daß immer einer von uns gegenwärtig ist, der zusieht, wie sich die Tiere zu Tode frieren.“

Vermischtes.

* Die Geschichte eines Reiterstandbildes Kaiser Wilhelms in Rom, die nur wenig bekannt geworden ist, wird in der italienischen Zeitschrift „Vicinum“ erzählt. Als der Wettbewerb für das Reiterstandbild König Viktor Emanuels II. in Rom ausgeschrieben wurde, beteiligte sich auch der Bildhauer Nicola Cantalamessa-Papotti daran. Aber obwohl seine Arbeit als sehr tüchtig anerkannt wurde, wurde schließlich mit einer Stimme Unterschied das vielumstrittene Werk von Chiarabta vorgezogen. Gerade damals, es war im Jahre 1888, kündigte nun Kaiser Wilhelm II., der soeben den Thron bestiegen hatte, seine Absicht an, König Humbert in Rom zu besuchen, und die italienische Hauptstadt machte die größten Vorbereitungen zu einem feierlichen Empfang des jungen Herrschers. Um nun auch seinerseits zu den Ehrungen beizutragen, die dem Deutschen Kaiser von den Römern zugebadet waren, machte sich Cantalamessa daran, sein Reiterbild Viktor Emanuels II. zu einem Kaiser Wilhelm-Denkmal umzuarbeiten. Er entfernte die Gestalt des italienischen Königs aus dem Sattel und modellierte zu dem prächtigen Pferd die jugendliche Reiterfigur des Deutschen Kaisers in seiner charakteristischen Soldatentracht, das Ganze ein Bild von ruhiger Würde. Als die Arbeit fertig war, lud der Bildhauer das Komitee für die Vorbereitung der Feiern ein und schlug vor, sein Werk zur Ausschmückung des Termini-Platzes zu verwenden, über den der kaiserliche Zug kommen mußte. Die künstlerische Kommission, deren Mitglieder zum Teil auch zum Preisgericht für das Viktor Emanuel-Denkmal gehört hatten, lehnte indessen das Anerbieten des Künstlers ab, und so hatte das Volk von Rom keine Gelegenheit, das Kaiser Wilhelm-Denkmal, das in seinen Mauern entstanden war, auf einem öffentlichen Platz zu bewundern.

Büchertisch.

** Prinz Eugen der edle Ritter. Ein Buch für die Jugend von Felix Salten; mit Bildern von Max Liebert, Verlag Ullstein & Co, Berlin-Wien. 1 Mark. Prinz Eugen, der edle Ritter und große Feldherr, ist der Held dieses neuen Ullstein'schen Jugendbuches, das, wie der in derselben Reihe erschienene „Kaiser Max“, von Felix Salten, dem berühmten Darsteller österreichischer Stoffe, herrührt. Meisterhaft hat er den Charakter des kleinen und durch Anspannung des Willens seiner körperlichen Schwäche trohenden Savoyers erlöst, der dem König von Frankreich den Dienst aufgabte und nach Wien an den habsburgischen Kaiserhof ging. Seine ruhmvollen Waffensiege, die in ganz Europa widerhallen, erzählt Salten mit historischer Genauigkeit und der nachgestaltenden Phantasie eines Dichters. Niemals konnte dieses Kriegsbuch willkommener sein als in unseren Tagen, da das alte Lied in unseren Seelen wieder lebendig wurde, das Lied vom Sturm an Belgerad.

Wogogriph.

Mit „D“ trieb's manchen schon zurück,
Der in der Fremde sucht sein Glück.
Mit „L“ legt alles man zusammen,
Was auseinander ist gegangen,
Mit „N“ mollis wohl schon mancher lägen,
Doch ließ sich dies und das nicht biegen.
Mit „S“ kannst du's im Haus halt seh'n,
Recht süß schmeckt es und angenehm.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Kreuz- und Quer-Rätsels in voriger Nummer!

na	fo
gel	fe

Nase, Nagel, Siena, Stegel, Segel.